

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

**Karlsruher Intelligenz- und Wochen-Blatt. 1820-1832
1832**

8 (19.2.1832)



Der Nashornvogel.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT.

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen belehrend, so wie Ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — süchs. (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlauchgasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf acht Exemplare erhält man 1 Freyexemplar.) Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. süchs.

Der Nashornvogel.

(Mit einer Abbildung.)

Fünfter Jahrgang 1832. Tab. VIII.

Wie sonderbar doch die Natur in den Formen ihrer Geschöpfe spielt! Kann man sich eine abentheuerlichere Bildung vorstellen, als die des Nashornvogels? — Dieser ungeheure Schnabel mit seinem gewaltigen, rückwärts gekrümmten Horn — man sollte glauben, der Vogel müßte damit Stein und Wein durchbeißen und Mauern eintrennen können. Allein es ist nicht so gefährlich; ein Sperling hat mehr Kraft und kann mit seinem Schnabel empfindlicheren Schmerz verursachen, als der Nashornvogel. Denn der Schnabel dieses letztern ist inwendig hohl, ausnehmend leicht, von ungemein weichem Horn und kann schon darum keine Kraft haben, weil er keinen Anfassungspunkt hat, wie ein Hebel, der zu weit von seinem Hebepunkt entfernt ist.

Der Nashornvogel ist fast so groß, als ein Trutzhahn; der Schnabel ist gezähnelte, von gelblicher Farbe und mißt 9 Zoll in der Länge und unten 2 Zoll in der Dicke. Die Füße sind mit blaugrauen Schuppen bedeckt und mit 4 breiten Zehen versehen, von denen einer rückwärts und drei vorwärts stehen. Die Farbe des Gefieders ist am ganzen Leibe schwarz; nur der Bauch, die Schenkel und äußersten Schwanzfedern sind weiß, und um das Auge läuft ein rother Kreis, worunter ein nackter weißer Fleck sich befindet.

Das Vaterland des Nashornvogels ist Ostindien. Hier lebt er gesellschaftlich und vereinigt sich in großen Schaaren. Sein Flug ist schnell und geräuschvoll, oft hoch und lange anhaltend. Selten sieht man ihn auf dem Boden; denn er ist sehr misstrauisch und setzt sich gewöhnlich auf die Spitzen der

höchsten Bäume, besonders der Muskatnusbäume, deren Früchte er sehr liebt und ganz verschlingt. Doch lebt er auch von Fleisch und streitet sich bisweilen mit den Geiern um das Was.

Das Weibchen legt 4, zuweilen auch 5 Eier, welche wechselseitig auch vom Männchen bebrütet werden. Die Jungen sind zahm und possierlich, aber so dumm, daß man ihnen das Futter in's Maul stecken muß, wenn sie nicht verhungern sollen.

Der Nashornvogel verbreitet einen üblen Geruch um sich; dennoch wird sein Fleisch gegessen und soll besonders von denen, welche von Muskatnüssen leben, vortrefflich schmecken.

Galls Kranioskopie oder Schädellehre.

(Beschluß von Seite 27.)

Alle bisher aufgestellten Organe haben die Thiere mit dem Menschen gemein, die letzten aber kommen meist diesem allein zu; sie bilden den Unterschied zwischen ihm und dem Thier, und beziehen sich auf die höhere Geisteskräfte; sie liegen hinter der gewölbten Menschenstirne, einem Theile, der den Thieren in dieser Art durchaus mangelt. Dieser höhere Abschnitt der Kranioskopie bietet im Allgemeinen am meisten Wahrscheinlichkeit dar. Die Stirne war uns stets die Werkstätte des Geistes, die Behausung der Gedanken, das Reich der Ideen, eine offene Stirne, ein heller Geist, ein gedrückter Vorderkopf, der Ausdruck der Beschränktheit; aber in der Ausübung des Einzelnen, in der Vertheilung der höhern Geisteskräfte hinter die Räume der Stirne liegt zu viel Willkür, und Gall selbst gab hier die Ungewisheit seiner Behauptungen zu. — Nro. 21. Tief sinn, durch die Köpfe von So-

krates, Mendelsohn, Kant, Fichte bestätigt. Ob hiermit auch die Neigung zum Bergbau, das Streben nach der Tiefe, der Sinn des Mautwurfs und Dachses, ähnlich wie beim Hörsinn, verbunden sei, hat uns Gall verschwiegen. — Beim Witz (22) hat die Natur Gall einen unverhofften Streich gespielt; denn wenn schon die Stirnhügel, hinter welche diese Fähigkeit verlegt ist, bei einem Voltaire, Cervantes, Wieland, Jean Paul und andern sehr stark sind, so treten sie doch verhältnißmäßig beim neugeborenen Kinde am auffallendsten hervor, und wir sind wenigstens nicht hinreichend unterrichtet, worin seine Witz vor der Geburt eigentlich bestehen. — Die Gutmüthigkeit und deren Organ fand er auch bei den Thieren, beim Schafe, Rehe, beim Hunde bei der Taube, obgleich diese zu ihrer Sanftmuth gekommen seyn soll, wie Crispinus zum Geruch der Heiligkeit. Der Schädel der Karaiden, eines sehr grausamen, wilden Volkes, ist an dieser Stelle durch Kunst ganz abgeplattet, da die Eltern die Köpfe der neugeborenen Kinder zwischen zwei Bretter nehmen, durch Druck ihnen nach und nach diese Form geben, und so die Gutmüthigkeit förmlich erdrücken. — Die Theosophie oder Gottessfürchtigkeit (23) nimmt mit Recht den obersten Platz ein, und ihr Organ tritt am deutlichsten bei religiösen Schwärmern hervor, bei denen die Religion außer aller Verbindung mit ihren menschlichen Verhältnissen und ihrer Bestimmung getreten ist; bei den Aegyptern, die von den ältesten Zeiten her geistige Schwärmer waren, aber sonderbarer Weise eben so sehr bei Leuten, welche die heiligen Gefühle nur heuchelnd zur Schau tragen. Das ist freilich sehr zu bedauern, daß auch dieses Mittel fehlschlägt, den Pharisäer vom Jöllner zu unterscheiden! — Lavater (von dem wir unsre Leser noch einmal besonders unterhalten wollen), der doch auch ein Wort mitzusprechen hat, wenn es gilt, aus Gesicht und Kopf des Menschen seine Anlagen zu lesen, sagt zwar: „Ich habe bemerkt, daß obenher zugespigte Köpfe Thoren sind.“ Man sieht daraus, daß es leichter ist, für einen geistreichen Mann, ein System aufzustellen, als für die Natur, sich darein zu finden.

Dies wären in kurzer Veranschaulichung die Hauptpunkte der Gall'schen Schädellehre. Doch

make man ihr nicht den Vorwurf, sie beraube den Menschen der Freiheit, um ihn zum Sklaven seiner Anlagen und Neigungen herabzuwürdigen, denen durch die angeborenen Höcker des Gehirns von Anbeginn diese oder jene Richtung bestimmt sey. Von dieser Gotteslästerung war Gall frei; und es beweist gerade für unsere moralische Freiheit, daß wir durch innere Kraft und Willen heftige angeborene oder angezogene Leidenschaften bezwingen, und schwache Anlagen ins Unglaubliche erhöhen können.

Das ahnete Gall freilich nicht, daß nach seinem Tode sein eigener Schädel noch auftreten würde, gegen seine Lehre zu zeugen. Er empfahl seinen Schülern auf dem Todtenbette noch sein Lieblingskind, sein System, und vermachte ihnen zur kräftigen Stütze desselben, wie er vermeinte, seinen Schädel. — Die Schüler untersuchten diesen aufs Genaueste, und wollten fast irre werden an ihrem Lehrer, oder an seiner Lehre; denn wo sie Flächen suchten, stießen sie auf Höcker, wo sie die fühlbarsten Erhabenheiten vermutheten, fanden sie leere Felder, — wenig Scharfsinn, wenig Induktionsvermögen! Sie wollten diese Erscheinung zwar durch Gall's hohes Alter erklären, wo die Knochen, wie alle Theile des Körpers, einschrumpfen, sich abplatten, verzehrt werden; aber der schlimme Eindruck war gemacht, und ließ sich nicht wieder verwischen. — Am jüngsten Tage, wenn Gall einen huldvollen Richter findet, wird dieser ihm vielleicht die Wahl freistellen, welchem er entsagen wolle, entweder dem, was er sich, oder was Gott ihm in den Kopf gesetzt hat. Davon wird es abhängen, ob sein System eine Wahrheit und er ein Flachkopf wird, oder jenes zerfällt und er Gall bleibt. Mag es sich entscheiden, wie es will, uns ist seine Lehre einstweilen, auch ohne ihre Bestätigung, ein ehrenvolles Denkmal für den forschenden und tiefdringenden Geist des Menschen, und zunächst ihres Erfinders, — Gall.

Wenn meinen Lesern diese Beschreibung nicht klar geworden ist, so müssen sie mir es schon zu Gute halten; denn ich fühle so eben, daß ich an der Stelle, wo das Darstellungsvermögen (27) sitzen soll, auf meinem Kopfe gar nichts fühle. —

Joseph der Pompier.

Es gibt wohl keine furchtlosere und hülfreichere Klasse von Menschen, als jene Leute, welche, in Frankreich Pompier genannt, überall, wo Feuer ausbricht, oder überhaupt ein öffentlicher Nothruf ertönt, ihren Muth so häufig bewähren, fast täglich eben so vielen Gefahren trogen, wie auf dem Schlachtfelde, und damit die edelste Uneigennützigkeit verbinden. Einer der schönsten und bewunderungswürdigsten Züge solchen uneigennütigen Muthes fiel vor einigen Jahren in Paris vor. —

Unter den Pompier einer Vorstadt hatte sich Joseph L. . . durch seltene Beweise von Muth und Geistesgegenwart schon oft ruhmvoll ausgezeichnet. Nicht nur bei Feuerbrünsten tröste seine Kühne Unerschrockenheit der augenscheinlichsten Gefahr, sondern auch durch seine große Geschicklichkeit im Tauchen hatte er schon häufig die Freude genossen, ein Menschenleben zu retten.

Gegen Ende des Herbstes 1828 brach während der Nacht in den Magazinen eines Hauptlieferanten der königlichen Garde, des Baron Descarville, Feuer aus, und ergriff bald auch seine prachtvolle Wohnung. Als Vater einer zahlreichen Familie dachte er vor Allem nur daran, seine Kinder zu retten, und hatte sie auch bereits glücklich den Flammen entzissen. Nur eines noch war in der Verwirrung vergessen worden, ein Mädchen von zwei Jahren, welches neben dem wohlverschlossenen Arbeitszimmer seines Vaters noch ruhig schlief, als er die Andern durch die Flammen trug. Plötzlich hört Joseph das Jammergeschrei dieses Kindes, stürzt rasch hinauf in jenes Zimmer, indem er die Thüre mit der Art zerschlägt, und trägt es glücklich herab in die Arme des entzückten Vaters. Die dargebotene Belohnung schlägt er, treu seinem Befehle, aus, mit der Erklärung, er habe nur seine Pflicht gethan.

Als Joseph erzählte, daß er durch das Zimmer des Barons zu dem Kinde gelangt sei, erinnerte sich dieser, daß er daselbst, nebst andern Kostbarkeiten, noch vierzig Banknoten in einer Brieftasche zurückgelassen habe, und eilt dahin, um dieses in Sicherheit zu bringen. Aber wie groß war seine Bestürzung, als er trotz allen Nachsuchungen keine Spur mehr von jener Brieftasche entdecken konnte! Ueber-

zeugt, daß niemand in sein Cabinet gekommen sei, als Joseph, blieb ihm nichts Anderes zu glauben übrig, als daß die Brieftasche in die Hände des Pompier gefallen seyn müsse, und obgleich es ihm sehr schwer fiel, den eines Verbrechens zu beschuldigen, welchem er für die Rettung seines Kindes so sehr verpflichtet war, so machte er doch sogleich dem Kapitän die Anzeige davon, und verlangte von ihm augenblickliche Untersuchung.

Der Kapitän, welcher Joseph schon lange kannte und sehr schätzte, wollte bei dieser wichtigen Sache mit aller Klugheit zu Werke gehen. Er gab daher dem Pompier ein Zeichen, und trat mit diesem und dem Baron in ein Zimmer. Als hier Joseph jene Anschuldigung gegen ihn vernahm, zitterte und erblaßte er, und konnte kein Wort über seine Lippen bringen. Kaum aber kam er von dieser Bestürzung zurück, welche der Baron für ein Zeichen der Schuld ansah, als er auch sogleich zu seiner Rechtfertigung verlangte, alle seine Kleider genau zu untersuchen. Dies geschah, und Joseph war gereinigt von der Beschuldigung, da keine Brieftasche bei ihm zu finden war. „Wahrlich“, sagte Joseph zu dem Baron mit funkelnden Augen, „nimmer hätte ich gedacht, daß Sie mir mit solchem Danke lohnen würden; aber schmerzt mich nun auch jener Verdacht, so muß Sie dieser Schmerz noch weit empfindlicher treffen; denn nimmer können Sie Ihr Kind wieder umarmen, ohne darüber zu erröthen, auf seinen Lebensretter einen unwürdigen Verdacht geworfen zu haben!“ Mit diesen Worten entfernte sich der entrüstete Joseph, gieng in die Kaserne, und erzählte es seinen Kameraden, indem er, die Hand an dem Säbel, hinzufügte: „Nur die grauen Haare Descarvilles konnten mich zurückhalten, mir für eine solche Beleidigung Genugthuung zu verschaffen.“

Hierauf verfloß ein Monat, und immer noch konnte sich der Baron nicht ganz von der Schuldlosigkeit Josephs überzeugen; immer stand ihm noch jenes Erblassen vor Augen, was er unter solchen Umständen sich nur von einem schuldbewussten Menschen denken konnte. Unmöglich war es ihm überdies, einen Verlust von 40,000 Franken so leicht zu verschmerzen, und schon war er entschlossen, die Sache vor die Gerichte zu bringen, als eines Morgens sein Diener, indem er eine eiserne Urne ausleerte, unter vielen zerrissenen Papieren eine Brieftasche von schwarzem Leder erblickt. Hastig öffnet er sie, findet darin die Banknoten, und bringt sie, außer sich vor Freude, seinem Herrn, der nun nicht wußte, von welchem Gefühle er mehr bewegt wurde, von der Freude über das Wiedergefundene, oder von der

Betrübniß, die Ehre eines Unschuldigen durch einen falschen Verdacht so lange angetastet zu haben.

Sein erster Gedanke jedoch war der, dieses wieder gut zu machen, und sogleich lief er auch hin in die Kaserne der Pompiers, ließ alle diese vor sich kommen, eilt auf Joseph zu, und bietet ihm jede Genugthuung an, die er von ihm fordern würde. „Es gibt nur eine, erwiderte dieser, die ich bereits von Ihnen gefordert hätte, wenn Sie nicht 60 Jahre alt wären. Alles, was ich jetzt von Ihnen verlange, ist, daß Sie nie mehr einen Pompier der geringsten Schlechtigkeit beschuldigen, ohne es mit eigenen Augen gesehen zu haben.“ Alle Anerbietungen Des-carvilles waren vergeblich; nichts konnte Joseph dazu bewegen, irgend ein Geschenk als Entschädigung für die Kränkung seiner Ehre anzunehmen; es genügte ihm, sich von jenem Verdachte in Gegenwart aller seiner Kameraden gereinigt zu haben, deren Anhänglichkeit und Achtung gegen ihn dadurch sich verdoppelte. Oft noch dachte er jedoch an den Baron Descarville, und konnte immer dabei ein gewisses Gefühl von unbefriedigter Rache nicht unterdrücken. So schmerzlich indessen dieser Vorfall sein hohes Ehrgefühl verletzen mußte, so konnte er doch nicht den menschenfreundlichen Eifer Josephs erkälten, und jene edlen Gesinnungen aus der Brust dieses Braven verdrängen, der dort, wo die Gefahr am drohendsten war, stets als der erste mit dem Elemente, das in dieser Jahreszeit am längsten wüthet, muthig kämpfte, um ihm ein Menschenleben oder die Habe eines Unglücklichen abzurufen.

Der Winter war unterdessen mit allen seinen Stürmen hereingebrochen; sein weißer Schleier deckte schon neidisch die ganze Natur, und was in frühlichem Leben das Auge erfreut hatte, das starrte ihm nun in todter Unbeweglichkeit entgegen. Und mit der Natur hatten auch die Freuden ihre Farbe gewechselt, und sich in die steinernen Mauern zurückgezogen. Nur ein Vergnügen, auf das in dieser Jahreszeit die Jugend so begierig wartet, durfte die rauhe Kälte nicht scheuen, das Schlittschuhlaufen, wozu dieser Winter bereits schon, und zwar auf lange Zeit Gelegenheit gab. Der Hauptort, wo in Paris diese angenehme und oft gefährliche Kunst geübt wird, ist ein breiter Kanal (canal de l'Ourcq). Tausende von Zuschauern bedecken seine Ufer, und suchen durch lebhaftes Zurufen die Kühnheit der Schlittschuhläufer anzufeuern, deren einige in reichverzierten Schlitten elegante Damen führen, die sich diesem seltenen und kurzen Vergnügen gewöhnlich sehr gern überlassen, andere durch gewagte großartige Sprünge durch gracieuse Haltung und Wendungen, durch Buchstaben, Figuren und Blumen, die sie im

Laufe beschreiben, das Auge der Zuschauenden auf sich ziehen. Man könnte sich zu den glänzenden Festen in St. Petersburg auf der Newa versezt glauben, wenn nicht das oft unter den Füßen weichende Eis wieder an den französischen Winter erinnerte.

(Der Beschluß folgt.)

Das vergiftete Thal.

In der letzten Sitzung der königlichen geographischen Gesellschaft in London wurde ein Brief des Herrn Alexander Loudon vorgelesen, worin er von seinem Besuche eines kleinen Thales der Insel Java Bericht erstattet. Dieses Thal, von den Eingebornen Guepo Upas — das vergiftete Thal — genannt, liegt 3 Meilen von Bathur, und ist wegen der tödtlichen Eigenschaft seiner Atmosphäre merkwürdig. Es war der 4te Julius, wo Herr Loudon es besuchte. Man kann sich auf einem anstößenden Berge, hinter den Bäumen, die den Rand des Thales umfassen, ohne Gefahr auf eine halbe Viertelmeile nähern. Von diesem Punkte aus überblickte Herr Loudon und sein Führer, stets mit brennenden Cigarren im Munde, die Vertiefung des Thales, das eine halbe Meile im Umfang und eine ovale Form hat. Seine Tiefe mag 35 bis 40 Fuß betragen. Der Boden ist eben, mit Steinen bedeckt und von aller Vegetation entblößt. Man gewahrte hier und da einige menschliche Gerippe, wahrscheinlich von den während der vorigen Kriege dahin geschütteten Soldaten des Rebellenheeres, die nichts von der tödtlichen Eigenschaft des Thales wußten. Auch eine Menge todter Thiere, Bären, Hirsche, Tiger u. s. w. sah man umherliegen. Unsere Reisenden hatten zwei Hunde und ein paar Hühner mitgebracht, um damit Versuche anzustellen. Zuerst warfen sie einen Hund hinab: binnen 14 Sekunden konnte sich das Thier nicht mehr auf den Füßen halten, sank zusammen und hatte in 18 Minuten aufgehört zu leben. Der zweite Hund folgte; als er bei dem Kadaver des andern ankam, blieb er unbeweglich stehen; zwei Sekunden nachher legte er sich, und nach 7 Minuten verendete er ohne die geringste Zuckung. — Dieses Phänomen erinnert an die Hundsgrotte in Neapel, nur mit dem merkwürdigen Unterschied, daß das Thal Guepo Upas ganz von giftiger Luft erfüllt scheint, während man in jener ohne Gefahr aufrecht stehen kann, und die mephitischen Ausdünstungen sich nur einige Zoll hoch über den Boden erheben.

Karlsruhe, in der Müller'schen Hofbuchdruckerei.

auf
dem
lege
auf
ere

pra-
des
era
ana
ora-
ge-
egen
ere-
den
ora
pa-
de-
te
te
e
e-
st
te
n-
e-
is
i.
e,
ie
er
je
n
n
n
is
te
er
je
m
re
f